

Beilage zum Allender Kreisblatt zugleich Neuenrader Zeitung

Die Höhle des Schreckens.

Erzählt von Fred Fuller.

Sommer 1929. In Santa Fe in Neu-Mexiko saßen zwei Männer dem Anwalt Pablo Gomes gegenüber und lauschten aufmerksam seinen Worten: „Ihr sagt, vor zehn Jahren hätte ein alter Biegenhirt diese verwitterte Lebertafel mit dem Pergamentblatt dort oben in den Sangre de Christos Bergen gehunden? Und dann schenkte er das Ding Eurem Freund, dem Sheriff, der ein Auge zudrückte und ihn laufen ließ, als er einmal über den Dursi getrunken hatte? Heute, dieser Dursi, dieser Biegenhirt, hat ein Vermögen verschafft, denn das Pergament ist nicht mehr und nicht weniger als der Schlüssel zu einer wahren Schatzkammer. In schlechtem Spanisch geschrieben und kaum lesbar, habe ich das Schriftstück doch entziffern können. Hört zu!“

Pablo Gomes las „... und so haben wir den Schatz dort begraben, wo die drei Bäche ineinander fließen und den Wasserfall bilden. Links und rechts davon sind zwei Höhlen, wie unsere Zeichnung angibt. In der einen liegen zwanzig Barren Gold... sechs Schritte davon muß der Sucher graben... bis er einen flachen Stein in der Erde findet, mit einem V gezeichnet. Dort findet er Goldstücke... und sieben Totenknochen muß er denen lesen lassen, deren Namen hier folgen...“

Die drei Männer saßen sich an. McCormick, der irische Goldgräber, fand zuerst das Wort: „Morgen müssen wir schon aufbrechen, uns auf die Suche machen. Es kann nicht schaden, drei Bäche zu finden, die ineinanderfließen und einen Wasserfall bilden.“ Er sollte recht haben. Auf den Karten fand sich nur eine Stelle, die zur Beschreibung des alten Bergamantes paßte, und sie lag in den Sangre de Christos Bergen, wenige Kilometer von dem Berg entfernt, wo der alte Biegenhirt die verwitterte Lebertafel gefunden hatte.

Eine Woche später trafen die drei Männer mit Tragtieren, Eschalen, Säcken und Dynamit beim Wasserfall ein. Sie fanden, daß die Stelle der Beschreibung des Bergamantes entsprach, soweit nicht das feine Pergament des Schatzes verwitterte Jahreshundert natürliche Veränderungen hervorgerufen hatte. Dichtes Unterholz säumte die Bäche, umgab den Wasserfall und mußte in mühsamer Arbeit niedergelagt werden, bevor die drei Männer die Entfernungen abschreiten konnten, die im Bergamant angegeben waren.

Darüber verstrich ein Tag, und die Nacht brach gerade herein, als sie das erste im Bergamant angegebene Zeichen fanden, einen Stein, der ein rotes eingemeißeltes Kreuz trug. Sie wollten nun graben, wollten seinen Augenblick ruben, bevor nicht der Schatz gehoben war. Doch die Nacht und der Hunger hinderten sie an der Ausführung ihres Vorhabens. So lagerten sie sich neben dem Stein und aßen. Aber das Essen schmeckte trotz des Hungers nicht recht, denn die Ungeheuerlichkeit der Gegend, die Dürre, der ruhige Blick von den drei, ein alter Cowboy, verließ der allgemeinen Stimmung durch ein paar Worte Ausdruck: „Da sitzen wir heute Abend und lausen an trockenen Bohnen und Schweinefleisch, und morgen sind wir Millionäre!“

Die aufgehende Sonne sah die drei schon wieder am Werk. Sie wühlten neben dem Stein mit dem Kreuz ein Loch in die Erde, und dann stiegen sie wirklich auf die im Bergamant erwähnte Platte mit dem V. Der flache Stein war zerbrochen. Der Herzschlag stieg ihnen fast vor Erwartung, als der Spanier einen Teil der Platte aufhob. Sie schielten kaum darauf, daß der andere Teil des flachen Steines ebenfalls ein V trug, doch dieses lag nach unten, während das erste nach oben gerichtet gewesen war. Nur dem Iren schoß ein Augenblick der Gedanke durch den Kopf: „Sollte schon vor uns jemand hier gewesen und den Stein zerbrochen haben?“

In der nächsten Sekunde hatte er an anderes zu denken. Denn der Spanier des Spaniers förderte ein paar klingende Goldstücke zu Tage: fünf spanische Dublonen. Der Schatz war gefunden!

Doch die Freude schien verflücht, denn in dem Loch fand sich nichts mehr. Die Enttäuschung war natürlich groß. Aber die drei raffen sich bald auf und beugen die Köpfe über ihr Pergament. Und einer meinte: „Vielleicht haben wir uns irgendwo getirrt, und ich meine, wir sollten zuerst die Höhle suchen, in der die zwanzig Barren liegen.“

Der Vorschlag fand Annahme. Einen Tag lang fast beständig suchten die Sucher, die Höhle zu finden. Endlich entdeckten sie die eine. Sie lag unter Gestrüpp versteckt und war leer. Nun glaubten die drei aber Anhaltspunkte zu haben, um die zweite Höhle zu suchen. Sie mußten einen Gang hinaufklettern, von dem der Wasserfall herabstürzte, und schließlich fanden sie ein paar Meter über ihren Köpfen ein Loch in der Felswand. Der Spanier wurde hinausgehoben.

Nachdem Augenblick glitt er mit einem Schreckensruf die Wand wieder herab: „Dort oben liegen zwei Totengebeine und verrostete Dolche!“

Da schob ihn Dirsion, der Ruhige, zurück: „Laß mich das machen, Du Hosenfuß.“ Die beiden anderen hielten ihm die Hand hinauf. Er ließ sich dann einen Spaten reichen und verschwand in der Höhle.

Er blieb über eine halbe Stunde dort drinnen. Die beiden anderen hörten ihn schreien und graben und warteten in fieberhafter Erregung.

Endlich kam er zurück. Sein Gesicht zeigte nur zu deutlich die Enttäuschung: „Nichts zu finden. Ich bin jetzt überzeugt davon, daß uns andere zuvorgefunden sind und den Schatz gehoben haben. Helft mir nur, daß ich rasch herauskomme aus diesem Loch, das mir langsam auf die Nerven fällt mit seinen Knochen.“

Enttäuscht versuchten die Männer hier und dort noch ihr Glück, in der bogen Föhrung, vielleicht doch etwas zu finden. Sie suchten vergeblich, und drei Tage später kehrten sie dem Wasserfall niederzugeschlagen den Rücken. Sie hatten sich schon als Millionäre gesehen, und nun brachten sie fünf alte Goldmünzen als ganze Beute zurück.

Bald darauf verloren der Spanier und der Ire den Cowboy aus den Augen. Das Letzte, was sie von ihm hörten, war, daß er in Santa Fe Totenknochen für die sieben im Bergamant genannten Männer lesen ließ. Pablo Gomes und McCormick wunderten sich über eine Dankbarkeit, die doch nicht gerechtfertigt war.

Wenige Tage später lernten sie den Fall mit anderen Augen betrachten. Denn in einer Zeitung las der Spanier, drüben in Kalifornien sei der millionenschwere Farmbesitzer Dirsion einem Herzschlag erlegen, nachdem er aus Neu-Mexiko zugewandert kaum zwei Jahre Zeit gehabt habe, sich seiner Reichenbestellung zu erfreuen.

Wie von der Tarantel gestochen fuhr Pablo Gomes auf. Sein erster Gang galt dem Gericht, das demnächst feststellen haben wird, woher der plötzliche Reichtum des armen Cowboys Dirsion stammt. Der Spanier und der Ire schworen darauf, daß Dirsion damals in der Höhle neben den Skeletten der Goldbarren fand, aber seine Gefährten belog und später den Schatz für sich allein hob. Die Totengebeine aber sind ihrer Überzeugung nach die Reste derjenigen, die ihnen beim Schatzgraben zuvorgefunden waren, die Goldmünzen gefunden und nach der Höhle geschafft hatten, dort in Streit gerieten und sich gegenseitig töteten.

Waldnacht.

Noch tönt Menschenwort im Ohr
Doch der Wind zerstreut es bald,
Nur umfängt der braune Wald,
Der an Nächte sich verlor.

Stämme, die im Gebirg ich streife,
Biegen sich vor dunkler Last.
Atem strömt aus jedem Ast,
Wenn ich tastend um mich greife.

Als ob fern ein Sturz geschah,
Hör ich schwarze Ströme rauschen:
Ihren Klang will ich lauschen,
Tod und Leben sind sich nah.

Carl Dietrich Carl.

Das Spigentuch/ Historische Skizze von Hans Eberhard v. Döber

Hell schlugen ein paar Töne an, die keine Gesellschaft brach die Unterhaltung ab, man nahm Platz. Die Musiker an den Pulten hielten die Instrumente bereit, flackernd huschte der Kerzenchein über die Holztische, jetzt beugten sich die Köpfe in den Staatsperioden, das Konzert begann. Silberne jubelte eine Flöte, eine Bratsche sang bunt und schneidend, die zierlichen Akkorde des Spinetts gaben Rahmen, untermalten, hielten sich wieder zurück. Alles lauschte dem herrlichen Kammerkonzert. Selbst das Licht der Kerzen, das die hohen Spiegel des Musikzimmers umstrahlte, gewann Stille. Neben Friedrich III., dem Kurfürsten von Brandenburg, saß, umflossen von maittala Alas mit silberner Stütze, Sophie Charlotte. Sie hatte den Kopf in die schmale Rechte gestützt und lauschte. Und die Flöten klangen, dunkel bebt der alte Ton der Bratsche dazwischen, und die Töne des Spinetts streuten heitere Funken in das stille Spiel.

Der Leutnant von Jentowitz hörte nichts, er sah nur die strahlende, schöne, hingewonnen lauschende Sophie Charlotte, die Kurfürstin. Sein heißes Auge ruhte auf ihr, so durchdringend, so suchend und grübelnd, als wolle er der Kurfürstin ihr geheimes, inneres Denken ablesen, erfahren, was in ihr vorging. Und das Spigentuch der Kurfürstin brannte ihm auf dem Herzen.

Achlos war es niedergedrückt, als er heute früh hinter ihr durch den weiten Forst, durch den betenden Sommer geritten. Niemand hatte es bemerkt, niemand gesehen, wie er sich vom Gefolge trennte, heimlich den Fuß des Waldes prüfte und dabei blitzschnell das Schwert aufhob, welches das brandenburgische Wappen schmückte.

Was es für ein Zufall oder — oder ein heimlicher Wink? Er wurde nicht klug aus dieser Frau, die oft etwas wie leise Sehnsucht in den Augen hatte. Waren seine bewundernden Augen von ihr bemerkt worden, ließ dieses Spigentuch nieder, damit er — damit er — Jentowitz verkrampfte die Hände. Festsitzte sich der Offizier an die Wand, sein Herz schlug tübellos.

Er hatte alles gewagt, alles wollte er auf eine Karte setzen. Die Kurfürstin mußte seine demütigst ummeinte Huldigung seine verheiratete Werbung erkannt haben, das Spigentuch war aus ihrer Hand gegliedert, er hatte verstanden, begriffen, gehandelt und wollte nun das Letzte tun. Ein paar baltige Zeilen, das Bekenntnis seiner Liebe, hatte er geschrieben, sie ruhten in dem Spigentuch, das er nun in das Gemach der schönen Frau tragen wollte.

Der Leutnant von Jentowitz hatte auf die von Licht und Klang und beschwingten Klängen umwobene Kurfürstin, sein Blick eilte rasch über den Kurfürstenturm. Mit jähem Pulsen zog er sich Schritt um Schritt zurück, niemand achtete auf ihn, da war er schon an der Portiere und — und — er aus dem Musikzimmer. Jetzt war der glühendste Augenblick, er mußte das Spigentuch mit der Liebesbotschaft in das Gemach der Kurfürstin legen, sie würde sofort begreifen, verstehen, sie hatte ihm ja die Gelegenheit geschenkt und dann — dann. Jentowitz ersah ein Rätsel. Er wollte durch die Gemächer des Schlosses, da ein Geräusch — blitzschnell trat er hinter eine Portiere. Ein Diener schritt mit einem Beutel beladen vorbei, er ging in den Park, denn nach dem Kammerkonzert pflegte man noch beim Schein gaudelnden Papierlaternen unter den Sternen der lauten Nacht zu sitzen. Jentowitz hatte den Mund leicht geöffnet, er leuchtete. Wenn er sich nun täuschte? Es ging um seinen Kopf.

Da fanden die losen Klänge wie ein hoher Reigen zu ihm und vor seinen Augen tanzte die schöne Kurfürstin Sophie Charlotte im silbernen Licht. Er taumelte weiter, die Hand in den Rock vergraben, die Seide des Tuches koste seine heißen Finger.

Der Gemeindepöpp.

Urzeitliche Geschichte von R. Kowalski-Wad Pommer. Tan wollte, wie man ihn nannte. Er machte sich nichts daraus... es war eben ein ungebildetes, phantastisches Pöpp, unter dem er hier lebte. Gedacht schlich er an der Seite mit den roten Perlen vorüber, die den nassen Fels kammte. Er schnüffelte. Ein unheimlicher Vergeruch lag in der Luft, der bedenklich stummte...

Möglich fühlte er ein Schwanzen unter seinen Füßen. Was war denn das? Schon wieder Erdbeben? Diese ewigen Aufregungen! Man würde geradezu nervös davon. Da! Jetzt bebt die Erde nicht mehr, nein, sie donnerte, dröhnte, wankte. Erschreckt dachte Tan an seine Kleinen, die unbedenklich auf seine Brust kletterten. Um die Weiber wies freilich nicht schäde gewesen, sie waren nämlich alt und verbrauchte. Aber die süßen Kleinen... Tan war ein leidenschaftlicher Kinderfreund. Wie ganz waren die ungeschulten Weiber, wie wohlgeschmeckt! Es konnte nicht gelehrt werden, doch er sich ab und zu eines davon zu Gemüte geführt hatte. Weibliche nicht aus Bosheit, nein, eigentlich mehr in Gedanken. Er war überhaupt oft so zerstreut...

Ein Krachen über ihm erschütterte Tan von neuem. Bäume stürzten, Felsblöcke rollten, Affen getreten, Papageien kreischten, Vierzahler heulten, bellten, wülfelten. Es war ein Höllenlärn. Und jetzt rauschte es heran... ein Ungeheuer, ein wandelnder Fleischberg, eine lebendige Gebirgsmasse — der Dinosaurier! Sein ungeheurer Schwanz schnitt Urwaldriesen wie dünne Reiser. Die plumpen Riesensäugetiere traten über den Boden, die sich mit Wasser füllten. Zerrampelte Leichen säumten den Weg. Dabei hatte das Vieh nicht mal schlimme Absichten. Im Gegenteil, es strebte gemächlich dem nahen Sumpf zu, um sein tägliches Schlammbad gegen Algen zu nehmen. Rüber! Wochenlang war der Stamm gewandert, um dem Tiere aus dem Wege zu gehen, und nun...

Verzweifelt machte Tan sich auf, um nach seiner Familie zu sehen. Tot natürlich! Er hatte nichts anderes erwartet. Dann suchte er seine Leute. Er schnüffelte am Boden, fand die Spur. Einen halbgetretenen Fuß, den er gefunden hatte, schleppte er hinter sich her. Da hatten ihn die andern flüchtig gerungen im Galopp und bejammerten ihre Toten. Sein Erscheinen erregte keine Freude. Die Besten, die Helden waren dahin. Warum mußte ausgerechnet dieser Dummkopf am Leben bleiben? Tan betrachtete den Verlust seiner Familie. Aber das erregte nur Weis. Waren seine Weiber nicht grauhaarig und knochig gewesen? Jetzt konnte er sich junge nehmen, mit starken Hüften. Und einen Fuß hatte er auch noch! Das allein genügte, um einen Vater zu veranlassen, ihm seine Tochter zu geben. Tan, verträumt wie gewöhnlich, sang an, seine verdrückten Gedanken auszusprechen. Ial! Man müßte fliegen können, das war's. Einfach wegschleichen und auf einer höheren Bergspitze landen. Ob Tan meinte, man solle sich auf den Rücken eines Vogels legen? fragte lauernd der Stammälteste. Verwirrt blickte Tan auf den Boden. Nein, so eigentlich nicht, man müßte vielmehr einen künstlichen Vogel machen und den dann lenken, wohnen man wollte.

Einen künstlichen Vogel! Die Galtvögelchen stiegen sich sichernd über behaarten Felsen in die Seiten. Ial! Und etwas Wärme sollte man eigentlich auch haben. Man müßte dem Vögel das Feuer fohlen... Die Alten sahen sich an. Das war ja die schlaueste Vögelchen. Schon flog der erste Stein, die Jungen beteiligten sich, es gab ein Gejohle und Geschrei, von allen Seiten kamen Erdklumpen und Steine geflogen... Tan duckte sich, wollte sich davon machen, aber sie trafen ihn an Kopf und Schultern, an Brust und Rücken. Als er endlich umfiel, saßen die andern, daß Tan erledigt war.

Der Stammälteste hielt eine Rede, daß dieser Pöpp mit seiner ewigen Neugierde nur ein gemeingefährlicher Dursi gewesen sei, der durch alle Gefährdungen, die überhaupt im Bereiche des Möglichen lagen, seien bereits gemacht, daß man ihn aber trotzdem ebendasselbe verpeisen wolle. Später, bei gemächlicher Abendmahlzeit, dachte man überhaupt nicht über Tan. Er war, mit Erlaubnis zu sagen, eigentlich ganz unmachbar gewesen.

Da wieder ein Laut. Der Leutnant spähte, er blickte durch die Zimmerluke, nichts rührte sich, ruhig brannten die Kerzen. Er hiebte, hörte Tritte, die kaum laut geworden und dennoch hätte er schwören mögen, schnelle Tritte vernommen zu haben.

Er huschte weiter, gewann die Halle, da stand die mächtige, gotische Türe offen, aus welcher der Lala die Deden genommen. Jentowitz öffnete mit zuckenden Händen eine Tür, er kam seinem Ziele näher, noch drei Räume, dann war er am Ziel: im Gemache der Kurfürstin Sophie Charlotte — und Tür ging auf und Tür ging zu und der Leutnant zog langsam das Spigentuch aus der Tasche.

Da hielt er sich inne, längst hatte die Musik geschwiegen, jetzt Stimmen, Schritte, das Rufen von Stühlen, von allen Seiten! Wie ein Tier, das Jäger umstellt haben, kam er sich vor. Er ließ die Hand in den Rock, fort war das Spigentuch, er eilte vorwärts. Wenn man ihn hier fand! Was war geschehen? Die Aufregung wuchs, immer lauter wurden die Stimmen, man rief, schrie, alles eilte umher, rief den Namen des Prinzen Friedrich Wilhelm, des zukünftigen Herrschers.

Jentowitz gewann die Halle, er taumelte in eine Ecke, lauschte auf die Türe, er war gesichert. Diener eilten vorbei, er hielt einen fest. Der Prinz war fort, der Kurfürst war aus seinem Bettchen verschwunden, der Dreijährige. Die Kurfürstin hatte in einer Konterpointe mit einer Hofdame nach dem schlafenden Sohne schauen wollen, das Bett war leer. Schon nachten Lakaien mit wogenden Windlichtern im Park, die Wache trat ins Gewehr, der Kurfürst sprach mit heiserer, fremder Stimme. Und dann kam die Kurfürstin in die Halle und Jentowitz tat ab, daß alles ab. Er sah eine Frau, eine Mutter, so schlicht, so rein, und sagte, daß diese Frau, die da totenblau vorüberkam, sein totes Spiel trug.

Er schaute ihr nach wie einer fremden Erscheinung, er stand in der leeren Halle, immer noch suchte man jeden Winkel der Räume ab, sorglich, nirgends eine Spur des Prinzen. War er gerannt worden?

Jentowitz begriff jetzt erst langsam das Geschehene. Die verlorenen Schritte kamen ihm in den Sinn. Waren das vorhin nicht haffige, nachte Rinderfüße gewesen? Er sah sich wieder durch die Räume schleichen, er durchleuchte noch einmal den abfertigen Weg, gelangte in die Halle und — Der Leutnant wurde weich im Gesicht — da stand die gotische, geschmückte Türe, deren Deckel offen gewesen.

Der Leutnant von Jentowitz fühlte seinen Herzschlag aussetzen, das Blut flogen. Hatte der Prinz, angelockt von der Musik, ausgehört und war dann, um der Entdeckung zu entgehen — Jentowitz fühlte sich emporgeschrien und vorwärts geschleudert. Mit einem Schlag war er bei der Türe, er rief den Deckel auf, da lag der Prinz, schlafend und reglos.

„Der Prinz“, der Särl von den Lippen des Offiziers gelte durch das Schloß, im Park war die Halle von Hofleuten besetzt, die Kurfürstin kam. Da schlug der Knabe die Augen auf, er lächelte, wie aus leichtem Traum erwacht. Der Kurfürst nahm ihn in seine Arme, Sophie Charlotte aber freude Jentowitz beide Hände entgegen. Tränen standen in ihren Augen, sie konnte nicht sprechen. Der Leutnant aber beugte sich über die schmalen weißen Frauenhände und küßte sie ehrerbietig.

Heimlich trug er das Spigentuch der Kurfürstin auf dem Herzen und wenn die Nacht aus seinen Augen wich, wenn der Kurfürst einmal ganz dicht gegenüberstand und ihr Trauennamen ihn zu berühren drohte, dann griff er in die Tasche. Das Spigentuch der schönen Sophie Charlotte erinnerte ihn an eine reumütige Stunde, und er sah zu der Kurfürstin ruhigen Blickes auf, der reinen Frau und Mutter.

Leider aber schien Tans ungeliger Geist nun in alle diejenigen gefahren zu sein, die sich den guten Durschen einverleibt hatten. Eine Neuerungsfucht brach aus, wie sie der Stamm nie zuvor erlebt hatte. Vergebens sagte der alte Zauberer den Untergang des Abenlandes voraus. Niemand wollte auf ihn hören, nicht einmal die Weiber. Im Gegenteil, die Zeichen, die er als die Schlimmsten. Waren sie vorher einfach, daß heißt vollständig nach gegangen, so wollten sie unerschöpflich Meier haben. Unstätt fließte das Mammut zu häuten, verdrängten sie die Zeit mit Fledern von Grashühnern. Und die Mode wechselte natürlich jedes Jahr. Bald trug man hinten eine lange Grashühner und ging vorn dafür nabesfrei; bald lief man vorn dicht verummit und nahm hinten, bei unbedeckter Rückenpartie, sein tägliches Lustbad, bald ging man puritanisch verummit, bis an den Hals... Die gute alte Zeit schien endgültig vorbei.

Die Alten waren vor Wut verzweifelt und erlitten nicht mehr, daß sich sogar ein „Antirohst-Berein“ gebildet hatte. Auch ein Reigen der Zeit! Die schöne La, die Weib, begehrt, weil sie genau so wie die alte La, das Schönheitsideal, deren Arme und Schenkel ungeheure Fettwülste bildeten (und Fett war modern), also La wollte plätschlich ihr Essen gefoch haben. Was tut man nicht alles für eine schöne Frau? Nachdem drei Jünglinge des Stammes flüchtig verummit waren, gelang es La, dem Unsterblichen, der Unsterblichkeit das Feuer zu löschen. Mit Hilfe von Weibern machte er sich eine private kleine Feuerstelle zurecht und warf auch gleich eine frischgefangene Ente hinein, um La ihren Festbraten zu bringen.

Der Jubel war unermesslich. Schon allein der Geruch! Man wühlte die winzigen Reste aus der Asche und verzehrte sie unter Freudengetöse. So und so waren sogar die Selden des Tages, das Königspaar... Aber auch des „Großen Tans“, wie er jetzt auf einmal hieß, wurde gedacht. Man beschloß, ihm ein Denkmal zu setzen. Und richtig malte der begabte junge Tans einen Tans, wie er geliebt und gelebt hatte, an die Felswand. Er malte ihn so prächtig mit rotem Mörtele, daß jeder Kinstler neidisch war, dies sei ein Gemälde für die Ewigkeit. Zwei waagerechte Striche und zwei Längsstriche, so warf er die Bildnis gegen den Felsen und so steht es noch heute für Ur- und Ururururur. So blieb Tan der Nachwelt erhalten...

Eine glückliche Ehe.

Kleine Geschichte aus der Wirklichkeit, erzählt von Friedrich Wallisch.

Wie er mit seinen raschen, kurzen Schritten im Zimmer auf und ab ging, vom Fenster zur Tür, von der Tür zum Fenster, rechts um den Tisch herum, dann links herum, dann wieder rechts herum, das war zum Rasenwerden. Fint wäre ihm am liebsten an die Rehe gesprungen. „Wie ein Raubtier im Käfig“, dachte sie. „Das muß man ertragen, jeden Tag. Und dazu soll man noch schmeicheln!“

„Warum sprichst Du kein Wort?“ fuhr er sie an. „Würdest Du mich nicht einmal mehr einer Ansprache?“ Sie ächzte wie eine Gemarterte. „Was soll ich denn reden? Du hältst mir ja dann doch nur vor, daß alles Unfinn ist.“ „Ist es ja auch, lieber!“ Er hob die Arme zu einer wehmütigen Beschwörung. „Ich werde Dir erklären, weshalb alles Unfinn ist, was Du redest. Weil Du immer das Gegenteil von dem behauptest, was ich gesagt habe. Nur in einem einzigen Punkt sind wir uns einig. Daß wir nie, nie, nie!“ — er schrie es in immer höheren Tönen — „nie, nie, nie hätten heiraten sollen!“

„Wenn wir uns also einig sind“, rief Fint, „und da wir auch keine Kinder haben, auf die man Rücksicht nehmen müßte...“

Er blieb vor ihr stehen. „Du willst Dich also scheiden lassen? Was hast Du da wieder für Hintergedanken? Du willst mich ruinieren. Du willst mit mir Projekte führen. Oder soll ich gar als Mann und Ritter die Schuld auf mich nehmen. Nein, meine liebe Fint, ich nehme nichts auf mich, ich lasse

lassen, obwohl's der einzige Wunsch meines Lebens wäre. Das ist ja eben das Unglück. Eine Scheidung kostet Geld, man braucht einen Anwalt. Ich habe kein Geld“, trachtete er, „ich habe es nicht. Eine Scheidung kostet Geld. Ich habe nicht genug Geld, das zu erdulden. Ich werde mich nicht noch dafür zu Grunde richten, daß Du mit einem anderen, mit irgend einem Langenichts, einem Hohenichts, einem...“

„Diese Töne kenn' ich“, höhnte sie. „Aber Du kannst beruhigt sein. Auch ich denk' nicht daran, mich scheiden zu lassen. Du hast ja mein letztes Geld in Deinem verrückten Geschäft veran. Jetzt war's Dir recht, wenn Du mich nicht mehr erhalten müßtest. Aber ich gehe lieber hier in diesem Haus zu Grunde, als ich Dir die Freude mache, mit Dir zu projessieren.“

„Was sagst Du da?“ jappte er. „Ich — ich habe Dein Geld veran? Ist Dein Geld? Das ist das Schlimmste. An eine solche Frau ist man gefettet! Aus purer Anständigkeit, aus dummen altmodischen Rücksichten schweigt man und trägt ins Bereich des Lenos — eine solche, eine solche Last!“

„Willst Du mich nicht so rächlich?“ schrie sie ihn an. „Du machst wirklich Deinen Namen Ehre. Wie konnt' ich nur so dumm sein, einen Menschen zu heiraten, der soan heißt.“ Er atmete leuchtend wie ein Erschauer. „Meinen Namen, meinen christlichen Namen weißt Du mir vor? Du glaubst viel, Dein Name ist schön, was? Scherzhaft — prachtvoll! Das ist kein schrecklicher Name, nein, es ist ein lächerlicher, ein ganz und gar lächerlicher Name. Wie kann man überhaupt nur Scherzhaft heißen.“ Er lachte auf, es klang wie das Wehern eines schon gewordenen Wunders, dann warf er sich mit solcher Wucht in seinen Beifall, daß die Federn der Polsterung knarsten. Er rief die Zeitung vom Tisch herunter und tat so, als würde er lesen. „Du kannst ruhig weiter sprechen, liebe Scherzhaft. Ich höre ohnehin nicht zu.“

„Du hörst mir ja nie zu“, schrie sie. „Du tust immer so, als ob ich im Unrecht wäre, und dabei nimmst Du Dir nicht einmal die Mühe nachzudenken, ob...“

„Still, still jetzt!“ sagte Fint, „er schrie nicht mehr, er sprach ruhig, beschwörend, bittend. „Still, einen Augenblick!“ Er hatte sich tief über das Zeitungsbüchlein gebeugt. Fint war sprachlos. „Da!“ sagte Fint und reichte ihr die Zeitung. „Dies das — hier, rechts oben!“

Fint nahm das plötzliche Stille wie eine tiefe, dunkle Schlucht zwischen den beiden. Sogar die Fliege, die in solchen Fällen immer durch das Zimmer summt, flog nicht und summt nicht. Fint griff sich an die Stirn, ihre Lippen murmelten Unverständliches.

„Mir scheint, Du begreifst nicht ganz, was Du gelesen hast“, sagte Fint nachsichtig. Sie schüttelte den Kopf. „Ich werde es Dir also erklären, liebe Fint. Die Sache ist die: Das höchstens einmal in hundert Jahren vorkommt, daß sich ein Standesbeamter Felix Knabe ist kein Standesbeamter, sondern ein Hauptmann von Jägerkorps. Versteht Du das? Nein. Also: Ein Schwindler hat sich Fint und Würde angemahnt. Und jetzt erst, nach fünf Jahren, ist man darauf gekommen, daß jener Knabe, der damals zwei Monate lang amtierte, ein Schwindler war. Erinnerst Du Dich nicht an den Namen Knabe? Ich erinnere mich. Wenn Du Dir die Mühe nehmen willst, unseren Trauschein herauszufischen, wirst Du sehen, daß der Beamte, von dem wir getraut worden sind, Felix Knabe geheißen hat. Es ergibt sich also — da, da steht es ja deutlich, hier in der Zeitung — es ergibt sich also — der juristisch seltsame Fall — das doch, hier hast Du es ja schwarz auf weiß — wo steht es denn? Hier, also: Da er nicht das Recht hatte, Trauungen vorzunehmen, sind die Ehen ungültig, bei denen er als Standesbeamter mitgewirkt hat. Es wird also notwendig sein, diese Ehen nochmals rechtsgültig zu schließen, zu anerkennen, und so weiter. Versteht Du das? Nein. Macht nichts. Die Hauptsache ist, daß meine künftigen, meine allerhöchsten Träume erfüllt sind.“

Fint erhob sich langsam. „Das soll also heißen?“ „Daß wir nicht miteinander verheiratet sind“, schmeichelte er.

Ihre Augen leuchteten vor Glück. „Das ist der schönste Tag meines Lebens“, sagte sie leierlich. „Darin sind wir einig“, stimmte er ihr bei. Dieses ist die unvorstellbarste, aber merkwürdigste wahre Geschichte des entsetzlichen Tages in den Beziehungen zwischen Fint und Fint. Ich gebe zu, daß die Geschichte unwahrscheinlich klingt. Aber was vierundzwanzig Stunden später geschah, klingt noch unwahrscheinlicher. Fint und Fint haben sich nämlich, mit allen erforderlichen Dokumenten versehen, auf das zuständige Amt und liegen sich zum zweiten mal traten.

„Du weisst ganz gut, daß ich nicht ohne Dich leben kann, Fint“, flüsterte Fint und küßte sie mit derselben Zartheit wie vor fünf Jahren.

Sie sagte nichts als „Fint“ und küßte ihn nach zärtlicher als vor fünf Jahren.

Der Springbrunnen.

Von Gerda v. Helwig.

Die Stadt ist klein, der Mittag heiß; ich habe soeben gegessen, ich warte auf postenden Anschlag. In solchen Städten gehen die Tage so leeren.

Ich habe noch neunundvierzig Minuten Zeit. Ich gehe in die Anlagen, nahe dem Bahnhof. Da ist noch ein Platz vor dem Springbrunnen frei. Ich setze mich. Ich starre den Springbrunnen an.

Zunächst bemerke ich nichts weiter, als daß er springt. Er springt, fällt, springt, fällt, rauscht, plätschert, spritzt. Das ist mir zu wenig. „Woher sind Sie hier angestrichelt, alter Langweiler? Ich erwarte, von Ihnen unterhalten zu werden.“ Das wirkt. Nach einer Viertelstunde beginnt er, aus seiner Zurückhaltung herauszugehen, er verwandelt sich. Er ist nicht mehr die über Wassergrube; er steigt, wie eine lobende Zypresse, und seine kalten, weißen Feuer sind voll Wachstum. Hundert glimmende Äugeln schmücken ihn, Äugeln und wechende Pferdchenweife nach links und nach rechts. Wandermal schüttelt ihn der Wind, wirft Schweiß und Mähnen zur Seite und streut die Äugeln aus. Dann häubt er seinen kristallinen Atem zu mir herüber... Wäre es möglich, ihn tausendmal rascher noch steigen zu lassen, vor mir stünde ein Baum in vollendeter Ruhe! Vollendete Ruhe ist höchste Gesandtheit. Das Auge kann ihn nicht mehr folgen, der Rhythmus des rasenden Umlaufs wird zur Form. So ist die Form denn nichts geringeres, als aller Bewegung Ziel, von menschlichen Sinnen gebannt und vom Geiste beschworen...

Ich danke Dir, Springbrunnen! — In fünf Minuten geht mein Zug —

Die sprechende Vogelfeinde.

Eine Vogelfeinde, mag sie noch so drohend aussehend, oßiert mit der Zeit für die gebildeten Liebhaber von freiem Geist und Gemüte ihre Schreden. Es ist daher verständlich, daß ein Gartenbesitzer in der Nähe von Wandseher, dem Star, Spaghen und Krähen auf seinem Grundstück mehr Schaden anrichteten als ihm lieb war, eifrig darüber nachdachte, wie er die bösen Tiere vertreiben könne. Die üblichen Vogelfeinde, selbst haben mit lustig im Winde flatternden Stücken Papier hängen, die gefärbten Tiere nicht im geringsten. Seit kurzem aber traut sich kein Vogel mehr in den Garten. Denn dessen Besitzer hat in einer Ecke einen Lautsprecher aufgestellt, der ständig im Dienst! unentwegt seine kaus oder weniger wohlklingende Stimme erschallen läßt. Und das ist selbst für die Vögel zu viel. — So wirkungsvoll des Verfahrens ist, man muß doch hoffen, daß es nicht allgemeine Nachahmung findet. Ein halbes Dutzend Lautsprecher, die ständig mit voller Lautenkraft in die Gegend schreien, bilden für den in der Nähe Wohnenden eine recht unerfreuliche Aussicht.